

(Nachdruck verboten.)

## 45] Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„O, ich will Ihnen doch nichts vorlügen,“ sagte Frau Gorry und brach in Weinen aus.

„Gott stärkte mich, das ist aber ungeheuer seltsam,“ sagte Pete.

„Und immer Punkt zehn Uhr nachts,“ fügte Frau Gorry hinzu.

„Wie groß ist der Zeitunterschied zwischen der Insel und London, Kitty?“ fragte Pete.

„Er ist nicht der Rede wert.“

Pete traute sich den Kopf. „Ich muß bei dem schwarzen Tom vorsprechen. Ein schmutziger, alter Lump — Gott verzeih mir die Sünde, da er mein Großvater ist; er kennt aber alle alten Geschichten, die auf der Insel im Schwange sind. Wenn es jetzt Johannistag wäre und Philipp hätte um diese Zeit irgendwo zu Bette gelegen, so könnte es sein Geist sein, der, während er dort schlief, heimkehrte, wohin ihn sein Herz zog — wenigstens habe ich dergleichen erzählen hören.“

Kätthe erklärte sich das Geheimnis auf ihre eigne Art. In der folgenden Nacht ging sie um die zehnte Stunde in das Besuchszimmer, von dem ein Fenster nach der Straße hinausführte. Der Tag war trübe gewesen und die Nacht war dunstig. Ein schwerer weißer Nebel hatte sich über Land und See gebreitet. Alles lag still, leblos und geisterhaft da. Kätthe stand in dem finsternen Zimmer und bebte, aber nicht aus Furcht. Jetzt glitt eine Gestalt wie ein Schatten unter der Laterne vorbei, die dem Haus gegenüber flimmerte. Sie konnte nur die äußeren Umrisse einer spanischen Kapuze unterscheiden. Aber sie horchte auf die Fußtritte und erkannte sie. Der nächtliche Wanderer ging weiter und blieb stehen, kam näher und blieb wieder stehen; dann entfernten sich die Tritte, wurden schwächer und verhallten in der dicken Nachtluft.

Kätthes Augen waren rot und geschwollen, als sie zurück zum Abendessen kam. Sie hatte gehofft, sich an Philipps Schmerzen weiden zu können. Sie brachten ihr aber keine Lust, sondern einen Schrei des Jammers, der aus der Tiefe des Herzens kam, wo Liebe die Liebe weckt. Sie versuchte aufs neue, den Gedanken an Philipp auf den Grund ihres Innern zu bannen. Es war schwer, es war unmöglich; Pete verstärkte immer noch die Erinnerung an ihn — an seine Art und Weise, seinen Blick, seine Stimme, sein Lachen. Was er sagte, war nur der Wiederhall ihrer eignen Gedanken, und doch brachte es ihr Schmerz und Qual. Ihr war, als müßte sie aufschreiben: „Laß mich in Frieden! O, laß mich in Frieden!“

Die Leute in der Stadt fingen an, von Frau Gorrys geheimnisvollen Geschichten zu sprechen.

„Philipp wird jetzt gezwungen sein, zu kommen,“ dachte Kätthe; und er kam. Kätthe war allein. Es war Nachmittag, das Mittagessen vorüber, der Herd rein gefegt, das Holzfeuer aufgeschichtet, und der Teppich lag vor dem Kamin. Er schritt ruhig in die Vorhalle, klopfte leise an die Thür und trat ein. Er fragte, ob sie sich wohl befände. Sie antwortete mechanisch. Dann erkundigte er sich nach Pete, und sie erwiderte zerstreut, daß er seit dem Morgen einer Fischerei-Angelegenheit wegen in Peel wäre. Die Unterhaltung war kalt und abgerissen, sie bestand aus lauter Gemeinplätzen. Er stand in der Mitte des Zimmers, drehte seinen weichen Hut in der Hand und sprach mit leiser Stimme. Sie lehnte am Kamin, mit einer Hand auf dem Sims, den Kopf halb abgewendet, und blickte seitwärts nach seinen Füßen; doch bemerkte sie, daß seine Augen größer waren als früher, und seine Stimme, wie sanft sie auch klang, einen tieferen Ton hatte. Anfangs vergaß sie, ihn zum Sitzen einzuladen; als sie aber daran dachte, war sie außer Stande, es zu thun. Die wenigen armen Worte würden eine förmliche Anerkennung alles dessen gewesen sein, was sich Schreckliches ereignet hatte — daß sie die Herrin dieses Hauses, die Gattin Petes geworden war.

## IV.

Sie standen sich so in einem Schweigen gegenüber, das schwer zu brechen, schwerer noch aufrechtzuerhalten war, als Pete wie ein Sturmwind hereinfuhr und Philipp beide Hände zum Willkommen schüttelte.

„Sehe Dich, alter Junge, setze Dich,“ rief er, „nicht auf den da, nein, hier auf den bequemeren. — Der meine? Nun, wenn er mein ist, ist er auch Dein. Noch nicht zu Mittag gegessen? Auch ich hab' es nicht. — Etwas kaltes Fleisch übrig, Kitty? Nein — nun, so brate ein Rippenstückchen.“

Kätthe hatte sich inzwischen erholt und ging, für das Essen zu sorgen. Während sie fort war, schwatzte Pete ohne Ende weiter, erkundigte sich nach der Reise, scherzte über die Mädchen und machte sich über Frau Gorry lustig, die Philipps Geist gesehen hatte.

„Bin heut in Peel gewesen, eine Radey zu kaufen,“ sagte er, „ein gutes kleines Boot, einen richtigen Klipper. O, ich werde nächstens selbst auf den Heringsfang gehen — warum sollt' ich's auch nicht? Nur zu viele unsrer Mankleute hängen die Fischerei an den Nagel. 's ist aber noch Leben in dem alten Handwerk. 's würde schon gehen, wenn nur die rostigen Keys etwas für die Sache thäten. Da bauen sie Hafendämme genug für die Ausflügler, doch nie einen Wasserbrecher von der Größe einer Zahnbürste für die Fischer. Das erinnert mich, Phil — die Jungen drängen mich, Dich zu hereden, bei der nächsten Jahnvaldversammlung\*) wegen besserer Häfen eine Eingabe zu machen. Sie verlieren manches Pfund, weil sie nicht bei jedem Wetter in See gehen können. Wenn aber das Kind nicht schreit, reicht ihm die Mutter auch nicht die Brust. Wir haben daher beschlossen, so lange zu schreien, bis sie in Douglas denken, daß sich uns die Luft in den Lungen verfangt und wir Herzklopfen oder sonst was bekommen. Die Durchen hoffen auf Dich. „Das ist unser Mann“, sagen sie. „Er hat uns schon einmal geholfen, er wird es auch jetzt wieder thun.“

Philipp versprach, die Dittschrist abzuwaschen. Und dann kam Frau Gorry herein und deckte den Tisch.

Unterdessen sagte sich Kätthe, daß sie nicht klug gehandelt hätte. Wo blieb die Bemüthung, auf die sie am Abend ihres Hochzeitstages gehofft, als sie voll Rachedurst auf Philipp herabjah, wenn sie ihm jetzt Gelegenheit gab, zu erkennen, daß sie gleichfalls litt? Sie mußte heiter und glücklich vor ihm erscheinen und in Liebe mit ihrem Gatten vereint.

Sie kehrte mit einer rauchenden Schüssel und einem Gesicht voll Sonnenschein in das Zimmer zurück.

„Ich fürchte, sie werden nicht sehr gut sein, lieber Mann,“ sagte sie.

„Ach was,“ sagte er. „Wir machen keine Ansprüche. Phil und ich haben uns schon zu behelfen gelernt.“

Kätthe lachte fröhlich und verschwand dann wieder unter dem Vorwand, etwas besorgen zu müssen. Sie hatte aber das Essen, das sie vorsetzte, ganz richtig beurteilt. Der Hammel war schlecht genährt, schlecht geschlachtet, das Fleisch schlecht geschnitten und vor allem schlecht zubereitet. Es war eine Strafe, davon zu essen. Philipp bot alles auf, es Pete nicht merken zu lassen, wie er sich damit plagte. Pete kämpfte tapfer, seine eignen Anstrengungen zu verbergen. Der Schweiß trat beiden auf die Stirn. Pete hörte mitten in einer lebhaften Rede auf und sah Philipp an. Philipp legte Messer und Gabel hin und antwortete zerstreut. Pete schaute sich darauf um, als suche er etwas, stand leise auf, ging auf den Fußspitzen nach der Thüre zur Küche; kam dann zurück, nahm ein Stück gelben Papiers, das auf einem Seitentisch lag, schob die Rippen von seinem und Philipps Teller darauf, wickelte sie hinein und stopfte sie sich in die Sackentasche.

„Man soll niemand kränken,“ sagte er, und bald darauf trat Kätthe lächelnd wieder ein.

\*) Tim-baal oder Timwald, wie es gewöhnlich genannt wird, weist, wie man glaubt, auf den Baaldienst zurück. Die Timwaldversammlungen, bei denen die Gesehe des Landes verkündet werden, wurden früher im Kirchspiel Ruit-Bradon zu Baal-tin abgehalten. Jetzt finden sie bei St. Johns Chapel, in der Nähe von Peel, am Johannistag statt, wo alle Gesehe unter freiem Himmel in Gegenwart des Volkes verkündigt werden müssen, ehe sie in Kraft treten können.

„Schon fertig? fragte sie in verwundertem Ton.  
„Gaha! lachte Pete. „Zwei hungrige Magen, Käthe! Du würdest uns lieber eine Woche als vierzehn Tage zu be-  
köstigen haben, nicht wahr?“

Käthe betrachtete die leere Schüssel mit erstauntem Blick. Pete machte Philipp heftige Zeichen. Philipp hob aber die Augen nicht vom Tischtuch.

„Sie hat noch keinen rechten Begriff davon, was unsrer einer verzehren kann — meinst Du nicht auch Philipp?“

„Aber,“ stammelte Käthe, „wo sind denn die Knochen?“  
Pete kratzte sich das härtige Kinn. „Die Knochen? Ja so, die Knochen! O nein, die haben wir doch nicht gegessen.“

Dann besann er sich plötzlich und fuhr mit glänzenden Augen fort: „Aber der Hund — siehst Du wohl — natürlich geben wir die Knochen immer dem Hunde — Dempster liebt die Knochen über alles —“

Dempster lag im Augenblick lang ausgestreckt unter dem Tisch und schnarchte hörbar. Frau Gorry deckte den Tisch ab, und Käthe nahm wieder ihre Arbeit vor und suchte etwas auf dem Seitentisch.

„Hat jemand mein Muster gesehen?“ fragte sie.

„Muster?“ fuhr Pete auf, und griff nach der Tasche. „Suchst Du ein Muster?“ stotterte er. „Ist es das vielleicht?“ Und heraus kam das zerknitterte, fettige, gelbe Papier, das er mit den Hammelrippen hineingesteckt hatte. „Gott steh mir bei, wie dumm der Mensch ist, ich hielt es für ein Zidibuspapier.“

Kätthes Lächeln verschwand, und sie stoh hinaus, ihr Gesicht zu verbergen. Pete flüsterte Philipp zu: „Laß uns doch in den „Pflug“ gehen!“

Sie waren im Begriff, aufzubrechen, als Käthe ins Zimmer zurück kam. „Wir wollen nur einen kleinen Spaziergang machen, Kitty,“ sagte Pete. „Man sagt, daß es nach Tisch außerordentlich gut zur Verdauung sei.“ Er hustete mehrmals und schlug sich auf seine laut wiederhallende Brust.

„Wart einen Augenblick und ich gehe mit,“ sagte Käthe. Das ließ sich nun freilich nicht ablehnen. Kätthes Einkäufe brachten sie aber in die Nähe des „Pflugs“. Die Wirtin, die alte Frau Bratty, stand vor der Thüre, an der sie vorbei gingen; als sie Pete kommen sah, der ihr zunächst ging, rief sie ihm ohne jede böse Absicht mit lauter Stimme zu:

„Ihr Brot und Käse und Bier stehen wie gewöhnlich bereit, Kapitän!“

V.

Der Mann würde sie noch umbringen. Sein verwöhntes und angebetetes Weib zu sein, während sie sich seiner Liebe und Bärtlichkeit doch so unwert fühlte, war kein Glück — es war ein aufreibendes, zermalmendes Elend, in dem sich ihre Seele zu Tode quälte. Hätte er sie wegen ihrer Unfähigkeit getadelt oder sie dafür gescholten, daß sie ihm sein Haus nicht behaglich machte, ja, wenn er sie geschlagen hätte, so wäre ihr das Leben erträglich gewesen — sie würde ihr Leiden als Strafe hingenommen haben.

Sie bekam Anfälle von Schwermut und sah stundenlang, mit den Füssen auf dem Kaminritter, gleichgültig da. Petes Betragen brachte sie zur Verzweiflung. Je mehr sich mit der Zeit seine Gutherzigkeit entwickelte, desto widerwärtiger wurde ihr der Mann, und dies reizte sie zur Heftigkeit. Pete ließ bei solchen Ausbrüchen den Kopf hängen und machte sich Vornürfe. Sie sollte nicht acht auf sein Geschwätz geben, wenn es ihr mißfiel, er wäre ja doch nur ein roher Geselle. Dann brach sie wohl in Thränen aus und bat ihn, ihr zu verzeihen, und er war gleich wieder lustig und guter Dinge, wie ein Hund, den man liebkost, nachdem er eben geschlagen worden.

Ihre Leiden erreichten den Gipfel, als sie inne wurde, daß sie Mutter werden sollte. Eine schreckliche Furcht befiel sie. Es war der Gedanke an jene Möglichkeit, die am Vorabend ihrer Hochzeit so widersprechende Gefühle in ihr erregt hatte. Darüber ließ sich keine Gewißheit erlangen. Vielleicht war es nur eine krankhafte Vorstellung, die durch ihr Unglück, ihre verborgene Liebe für Philipp, ihre heimliche Abneigung gegen Pete erzeugt wurde, der so gar nicht zu ihr paßte, der so ungeschlacht und ihr so unsympathisch war. Gleichwohl hatte der Gedanke sich ihrer mit aller Gewalt bemächtigt, er drückte wie ein Alp auf ihr Herz — sie war überzeugt, das Kind, dem sie das Leben geben würde, sei nicht das Kind ihres Gatten.

VI.

Trotz der Einladungen Petes kam Philipp nur selten. Es fehlte ihm nicht an Entschuldigungen — Arbeiten — neue

Studien — der Gouverneur — seine Tante. Pete sagte: „Natürlich“ und „G'wiß“ und „Läßt sich denken“, bis Philipp sich zu schämen begann und eines Abends erschien. Er sah kräftiger aus als gewöhnlich, zeigte sich heiter und aufgeräumt und fiel in das Haus herein mit den Worten: „Da bin ich denn endlich!“

„Um die Nacht über zu bleiben?“ fragte Pete.

„Nun ja,“ sagte Philipp.

„Das trifft sich glücklich und unglücklich zugleich, denn ich muß sofort mit zwei Burschen nach Peel, meine Nicker während dem Nachtschlafwechsel herüber zu holen. Aber Du bleibst und leistest meiner Frau Gesellschaft; mit der ersten Flut in der Morgenfrühe bin ich zurück. Er thut Dir einen Gefallen damit, Käthe, nicht wahr?“ Das sagte er mit lauter Stimme und flüsterte dann: „Sie ist jetzt ein wenig herabgestimmt — kein Wunder, da es so nahe ist — doch Du wirst sehen, Du wirst sehen,“ und er winkte und nickte ihm bedeutsam zu.

Vor Petes Arglosigkeit gab's kein Ausweichen, keine Ausflucht der Höflichkeit. Käthe sah aus, als ob sie „Gnade, Barmherzigkeit!“ schreien wollte; als sie aber auf Philipps Gesicht denselben Ausdruck bemerkte, gab es ihr einen Stich ins Herz.

Pete ging fort, und nun setzten Käthe und Philipp sich nieder zum Thee. So lange sie aßen und tranken, war es nicht schwer, die Pausen mit alltäglichen Redensarten auszufüllen. Hernach brachte sie ihm eine Pfeife und die Unterhaltung begann häufig zu stocken. Philipp paßte herzhaft darauf los und versuchte, glücklich auszugehen. Käthe gab sich alle Mühe, es Philipp nicht merken zu lassen, daß ihr übel zu Rute war. Jeden Augenblick nahm ihre Einbildungskraft eine neue Richtung. Er fing an, in einem Buche zu lesen, und während sie so da saßen, ohne zu sprechen, dachte sie, es sei gar nicht hübsch von ihm, sie mit solcher Gleichgültigkeit zu behandeln. Wenn er aber sprach, dachte sie wieder, das sei ein noch größerer Mangel an Höflichkeit. Er setzte sich ans Klavier und sie sangen ein zweistimmiges Lied: „Wer ob des Lebens Ungemach . . .“ Ihre Stimmen gingen recht gut zusammen, aber sie versagten ihnen. Je mehr sie das Vergangene zu vergessen suchten, desto mehr erinnerten sie sich daran. Er fuhr mit den Fingern auf der Klaviatur hin und her; sie stand auf einem Fuße da und stützte sich auf das Notenpult, während sie von Pete sprachen. Dieser Name schien ihnen Kraft zu geben, sich der heimlich lauenden Leidenschaft zu erwehren. Pete war ihr Vollwerk. Es war das alte Thema, das aber jetzt nicht mehr als Komödie, sondern als Tragödie behandelt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Dritter Klasse.

Auf dem Bahnsteig der kleinen sächsischen Station, die dem bescheidenen Verkehr der paar tausend Einwohner, zweier Fabriken und mehrerer Güter der Umgegend diente, standen ein paar Personen und warteten auf den Reichenbach-Dresdener Schnellzug. Er hielt hier nur zum Aus- und Einsteigen, daher hatte die Handvoll Leute, als der Zug jetzt einlief, es eilig, ihre Plätze zu finden. Aber der Zug war überfüllt, denn man befand sich mitten in der sommerlichen Hochsaison.

Der Zugführer stand bereits ungeduldig mit der Signalfleife am Munde und wartete auf das „Fertig! Abfahrt!“ des Stationsbeamten. Aber längs der Wagenreihe lief noch immer ein eleganter Herr, dem ein Junge schweigend den schweren Lederkoffer nachschleppte, und suchte einen Platz.

„Also ich habe eine Fahrkarte erster Klasse und ich beanspruche einen Platz erster Klasse. Nu hab' ich die Geschichte satt!“ schrie der Reisende in großer Erregung.

Der Schaffner riß die Abteiltüren auf, guckte nach den Plätzen und klatschte die Thüren wieder zu.

„Ja doch, ja doch, mei' bester Herr. Ich such' ja schon. Aber wem a'm die erschte Klasse besetzt is' . . .“

„Das is' ganz egal, ich verlange meinen Platz!“

Der Stationsvorsteher kam höflich herbei; „Entschuldigen Sie, Herr Baron, der Zug is' überfüllt . . . das zurückkehrende Wadepublikum . . . Sie werden sich vorläufig mit zweiter Klasse begnügen müssen . . .“

„Fällt mir garnich' ein!“ schrie der Baron.

„Wenn Sie mir 'ne Karte verkaufen, verlang ich meinen Platz!“

„Aber Herr Baron, wir verkaufen alle Jubeljahre hier 'mal 'ne Karte erster Klasse. Wir können doch nich' wissen . . .“  
Inzwischen redeten sich aus allen Fenstern neugierige Köpfe heraus, die zu dem Wortwechsel ihren Senf zugaben.

„Sieb's denn keinen Erste Klasse Wagen auf der Station?“  
 „Gängt doch 'nen Schlafwagen an.“ „Drüben steht ja 'n leerer  
 Kohlen-Lowry.“ „Ist d'er Straße kommt ja 'n Heuwagen. Gängt  
 doch den Heuwagen an. Das bedeutet Glid. Hähähä! Hähähä!“  
 Der Baron klemmte das Monocle ein und musterte die Spötter  
 mit einem schneidigen Blick. „Meine Herrschaften, es giebt ein  
 Sprichwort über das Lachen und wen man daran erkennt. Ich  
 brauche es Ihnen wohl nicht erst zu citieren.“

„Oho! Oho!“ Die Fahrgäste nahmen drohende Mienen an.  
 Aus dem letzten Abteil der zweiten Klasse aber beugte sich ein  
 budliger Herr heraus und kreischte mit einer dünnen Stimme:  
 „Erlauben Sie 'mal, wie meinen Sie das?“

Allgemeines Gelächter. Gleichzeitig kam der Schaffner ange-  
 leucht: „Allo, Herr Stationsvorsteher, ooch die zweite Klasse is  
 ieberfüllt. Wenn der Herr mit will, muß er dritte fahren.“

Erntetes Hohngelächter. Der Baron wurde förmlich blaß.  
 „Herr, jetzt reißt mir die Geduld! Reinen Platz oder . . . Schod-  
 schwerenot!“

„Herr Baron,“ sagte der Stationsvorsteher. „Das kann 'mal  
 passieren. Warten Sie zwanzig Minuten, dann kommt der Dresdner  
 Personenzug . . .“

„Ich muß in Dresden den D-Zug Wien—Berlin erreichen, ich  
 kann nicht warten.“

„In Tharandt wird 'ne erste Klasse frei,“ beschwichtigte der  
 Schaffner, „s' sein Herren von der Forstakademie drinne.“

„Ich verlang' meinen Platz!“

Der Zugführer kam angehossen. „Wir müssen fort. Wir  
 ha'm ohnedies zwölf Minuten über die Zeit, ihe is' schon über 'ne  
 Viertelstunde . . .“

„Allo, Herr Baron“, resümierte der Stationsbeamte, „entweder  
 benutzen Sie bis Tharandt, was frei ist, oder Sie müssen sich bis  
 zum nächsten Zug gedulden . . . Herrt—i—g!“

Der Baron stürzte auf das offenstehende dritte Klassenabteil,  
 der Zugführer riß dem Jungen den Koffer weg und stieß ihn  
 dervon in den Gepäckwagen. Die Fahrgäste begleiteten die Lösung  
 des Platzstreites mit einem höhnischen Bravo.

„Absahrt!“ Der Zug fuhr.  
 „Ich werde Prozeß führen!“ schrie der Baron. „Ich mache in  
 Dresden 'ne Eingabe an die Staatsbahn-Verwaltung! Das wollen  
 wir doch 'mal seh'n!“

Klatsch. Der Schaffner warf die Thüre zu und der Baron sank  
 mit einem Fluche auf die harte Holzbank. Zum Unglück war's ein  
 älterer Wagen und das Abteil war verstaubt durch Ruß, Kohlen-  
 staub und Schmutz von der Strecke. Auf dem Boden lagen Papier-  
 abfälle, Cigarrenschalen und Stummel. Dazu erfüllte den schmalen  
 Raum ein dicker Tabakqualm.

„Bedammter Gestank! Der Baron stieß die Lüftungen auf und  
 riß das Fenster herunter, daß es krachte. Er war von einer solchen  
 Wut erfaßt, daß er am liebsten den ersten Besten verprügelt hätte.

Er sah sich im Abteil um. Ein paar ärmliche Leute saßen da,  
 drei Männer und eine Frau, wohl Bauern, die in ihr Dorf zurück-  
 fahren. Sie erschienen verlegen über den noblen Zuwachs, saßen  
 sich schweigend an, und als der Baron das Fenster aufriß, drückten  
 die Männer ihren Cigarrenstummel aus und stellten das  
 Qualmen ein.

An Ende konnten diese Kerle gar nicht den Sachverhalt und  
 hielten ihn für einen Dresdener Reise-Onkel. Das mußte man ihnen  
 doch verzeihen!

Er drehte auffällig seine erste Klassenkarte in den Fingern und  
 knurrte: „Einfach empörend . . . erste Klasse . . . wegen Platz-  
 mangels dritter Klasse eingespart. Muß mir passieren, dem größten  
 Rittergutsbesitzer in der Gegend.“

Er schielte die paar Bauern an. Im selben Augenblick warf der  
 Luftzug den ganzen Kohlenqualm von der Maschine ins Abteil. Der  
 Baron riß fluchend das Fenster wieder hoch.

Die Frau, die mit dem Rücken nach der Fahrtrichtung saß, nahm  
 sich ein Herz.

„Sie wer'n entschuld'gen, wenn Sie gerne dahie sitzen . . .“  
 Sie bot ihm ihren Platz an.

„Danke, liebe Frau,“ sagte der Baron wohlwollend, „bleiben  
 Sie nur sitzen. Aber is's nich' empörend? Erster Klasse hab' ich  
 und dritter muß ich fahren?“

Die Frau bekam Sturage. „Ja, ja“, meinte sie, „so is's äh'm uff  
 d'r Eisenbahn. Wir rutschen ja sonst vierter, aber was d'r  
 Schnellzug is, der hat keine vierte, und so müssen mir dritter  
 fahren. M'r soll immer 's Billigste nehm'n. Wenn Sie vierter  
 fahren, kost's Sie bloß den vierten Theil und Sie kommen ooch  
 nach Dresden.“

Der Baron fuhr auf, und da einer der Männer den Mund ver-  
 zog, schnauzte er: „Was giebt's denn da zu lachen!“

„Entschuldigen Sie, Herr Baron v. Schlachwitz, aber ich ho'n  
 nich' gelacht,“ sagte der Mann.

Daß er sich gekannt mußte, stimmte den Herren wieder milder.  
 „Sie sind wohl aus der Gegend?“ fragte er herablassend.

„Mir sein keine Dekonomen,“ erklärte der Mann, „mir ha'm  
 in Freiberg 'n paar Schweine verlooft. Iht geht's wieder heem.“

Schweinehändler! Der Rittergutsbesitzer zog die Nase noch  
 höher. Aber er sah doch mal da und der Zug jagte dahin. Na,  
 so mußte man eben gemüthlich sein, das war am Ende das Beste.

„Na, da habt ihr ja nun die Tasche voll Geld, was?“

Aber da kam er schön an. Die Männer lamentierten. In der

Wirtschaft bekamen sie im Jahre kaum ein paar Schweine fett, weil  
 sie nicht wußten, woher das Futter nehmen. Die Fleischer aber wollen  
 nicht noch mehr für das Stück bezahlen, weil sie ohnedies Mähe hätten,  
 das Fleisch loszuwerden. Bei den schlechten Zeiten bleibe ihnen fast  
 alles liegen. Die Leute lebten von Brot und Kartoffeln. Nein, wenn  
 sie Arbeit und Mähe, Mist, Frucht, Bahnfahrt und alles auf-  
 rechneten, blieben ihnen kaum ein paar Thaler übrig.

Herr v. Schlachwitz lehnte sich zurück, schlug die Arme über-  
 einander und nahm eine gelehrte Miene an. Die Leute mußte man  
 mal aufklären. So that man noch ein gutes Werk.

„Dieben Leute“, sagte er, „ich bin ja schließlich auch bloß 'n  
 Bauer . . . im großen Maßstabe natürlich. Mir geht's nich' besser,  
 mir, mit dem größten Rittergute in der ganzen Gegend. Man  
 schändet sich, und für was? Für nichts.“

Die Bauern sahen erst den Baron, dann sich einander mit großen  
 Augen an. Der Junker v. Schlachwitz, der mehr auf der Eisenbahn  
 als auf seinem Gute war und immer von einem Pferderennen zum  
 andern fuhr, der schändete sich also. „Ja, ja,“ sagten sie dann.

Der glückliche Erfolg ermutigte den Baron und mit Zuversicht  
 und Schneidigkeit setzte er sein Aufklärungswerk fort.

Daß für Schweine und Rinder die Verkaufspreise lange nicht  
 hoch genug seien, wäre leider wahr, aber auch fürs Getreide, für  
 alles was der Landwirt baut, gewinnt und mäset, sei dasselbe der  
 Fall. Das läme eben daher, daß die Industrie, die floziges Geld  
 verdient, die Agrarprodukte aus dem Auslande bezieht, und so die  
 Preise drückt. Deshalb müßten die Auslandsprodukte eben durch  
 hohe Zölle verdrängt werden, dann müßten die Städter dem ein-  
 heimischen Landwirt zahlen, was er verlangt und so könnten wieder  
 lohnende Preise für Schweine, Rinder, Getreide . . .

„Ich verlooße gar kee' Getreide“, sagte der eine Bauer trocken.  
 „Ich ooch nich'“, sagte der andre. „Mei' bill' Hafer langt nich'  
 für's Pferd, da muß 'ch noch zulooßen un' was mei' bill' Roggen  
 un' Weizen is, den schaff' 'ch zum Müller, der liefert mir 's Jahr  
 durch Brote dafür.“

„Ei ja“, sprach nun auch die Frau, „und wenn der Müller ooch  
 dreiste mehr für's Getreide rechnet, nachher rechnet er sich ooch 's  
 Brot teurer. Wo bleibt mi' der Profit?“

Der Baron sah die Frau an. „Na“, sagte er dann, „so verdient  
 Ihr an den Marktprodukten desto mehr.“

Aber die Frau schüttelte beharrlich den Kopf. „Ich verlooße  
 blos Butter, un' Eier, Gemüse und Kartoffeln. Wenn's Brot teurer  
 wird, wer'n sie's trocken essen, Butter, Eier un' Gemüse wird  
 mir liegen bleim, wenn's gar so teurer is. Wo bleibt der Profit?“

„Na, zum Donnerwetter, aber Fleisch und Vieh?“

Die Bauern wehrten ab. „Wenn's Fleisch teurer wird, wird  
 ooch 's Jungvieh teurer. Wenn mir die Mast verlooft ha'm, müssen  
 wir Jungvieh looßen, un' wenn mir ihe 'n paar Thaler verdienen,  
 legen mir nach'r den ganzen Verdienst von der Mast beim Jungvieh  
 drauf.“

Und die Frau wiederholte hartnäckig: „Wo bleibt der Profit?“  
 Und so eifrig sich der Baron bemühte, sie zu überzeugen, die Leute  
 blieben verstockt.

Der Zug ratterte über die Weichen und hielt in Tharandt. Der  
 Schaffner öffnete die Thüre und meldete: „Herr Baron, es is 'ne  
 Erste frei geworden.“

Der Baron erhob sich stramm. „Na, Ihr Leute da, laßt's Euch  
 in Eurer dritten Klasse wohl sein, hähä.“

„Uns wär' noch die vierte gut genug,“ meinten die Bauern.  
 „Recht so, daß Ihr bescheiden seid, aber Euren Profit müßt Ihr  
 wahren. Denkt nach über das, was ich gesagt habe, dann merkt Ihr's  
 bald, wo der Profit bleibt. Adieu.“

Er ging stramm am Zug entlang auf die erste Klasse zu. Plöz-  
 lich nahm sich die Bauernfrau ein Herz und schrie ihm nach: „Das  
 wissen wir schon, wo der Profit bleibt. Wenn das durchgeht, daß  
 alles teurer wird, da is' Euch Großen die erschte Klasse nich' mehr  
 gut genug un' mir Kleinen in der vierten müssen überhaupt uff den  
 Lappen looßen!“

Aber der Baron blieb die Replik schuldig. Er warf sich in die  
 roten Plüschpolster, streckte die Beine von sich und atmete auf.

„Ah! Hier sitzt man wenigstens standesgemäß.“ —

E. R.

## Kleines Feuilleton.

— Die Zeit macht alles! Ein Mitarbeiter der „Frankfurter  
 Zeitung“, der dieser Tage die russische Grenze passierte, berichtet  
 über ein Erlebnis, das er hatte, in folgendem Dialog:

Ort der Handlung: Eine russische Grenzstation; Zeit:  
 Juni 1902.

Personen: Ein Passagier. Ein Gepäckschaffner.  
 Passagier: „Ja, aber wo ist denn mein Gepä?“  
 Schaffner: „Gepä? Welches Gepä?“  
 Passagier: „Mein Reisegepä!“ Hier ist der Aufgabeschein.“  
 Schaffner: „Sie sind mit dem Schnellzug gekommen.“  
 Passagier: „Ja.“  
 Schaffner: „No ja — der nimmt nicht alles Gepä mit.“  
 Passagier: „Aber zum Teufel: Das hätt' man mir sagen  
 sollen! Ich brauch' es!“  
 Schaffner: „Ja, das ist Ihre Schuld! Hätten mit dem  
 Schaffner dort ein gutes Wort reden sollen. Hätten sagen sollen:

„Brüderchen, mach' was Du kannst, ich werd' schon machen, was ich kann!“

Passagier: „Ja, aber das hab' ich nicht gewußt, daß das Gepäck liegen bleibt! Was mach' ich denn jetzt?“

Schaffner (wohlwollend): „Ich werd' telegraphieren, man soll's sofort nachschicken.“

Passagier: „Wann kann es denn hier sein?“

Schaffner: „O, bald! Sehr bald!“

Passagier: „Nun, wie bald?“

Schaffner: „O, bald — in zwei, drei Tagen.“

Passagier: „Wa—a—as? Zwei, drei Tage! Ich kann doch nicht in diesem Rest so lange sitzen! Das ist doch zum Teufelholen! So eine Wirtschaft!“

Schaffner (voll Ueberzeugung und Ruhe): „Es wird schon besser werden!“

Passagier: „Aber wann?“

Schaffner: „O, die Zeit macht alles! Vor zehn Jahren war es noch schlechter und es ist besser geworden, und in zehn Jahren wird es noch besser sein. Die Zeit macht alles!“

Passagier (wütend): „Ah was! Zeit! Ihr seid daran schuld! Ihr allein!“

Schaffner: „Wir? O, lieber Herr, wir sind nur schwache Menschen. Was können wir machen? Nichts! Gar nichts! Die Zeit — die macht alles!“

Passagier: „Ach, hol' Sie der Teufel mit Ihrer Zeit! Was mach' ich jetzt ohne Gepäck!“

Schaffner (mit philosophischer Gelassenheit): „Warten, lieber Herr, warten! . . . Ich werd' telegraphieren, und dann warten Sie, bis es da ist . . . O, man muß Geduld haben! Wir sind nur schwache Menschen! . . . Was können wir machen! Nichts! Aber die Zeit, mein Lieber . . . die Zeit macht alles, alles! . . .“

— **Ursprungsgebiet und Entstehungsweise des Ackerbaues** erörtert E. d. Gahn (Ztschr. d. Gei. f. Erdkunde in Berlin, Bd. 36). Der Verfasser weist vor allem darauf hin, daß ganz selbständig neben dem, was wir unsern Ackerbau nennen, welcher an Zahl wenige Kulturpflanzen für sich in Anspruch nimmt, eine völlig abgeschlossene Kulturwelt von großer Wichtigkeit besteht, daß auf verhältnismäßig geringem Areal die Bänderin bei uns noch heute eine unverhältnismäßig größere Anzahl Pflanzen zieht, von denen einige älter als der genannte Ackerbau sein mögen. Diese alte, stellenweise primitive Kultur, fast überall in weislichen Händen geblieben, fehlt nur wenigen Stämmen in Afrika und Amerika, während die Australier nicht über die Anfänge hinausgekommen sind. Als ältestes Getreidegras nehmen wir die Gerste an, weil sie einen Grad der Anpassungsfähigkeit erlangt hat, wie keine der andern Brotgräser. Vielleicht ist aber die Hirse älter, die im Hadbau stecken geblieben ist, einen riesigen Bezirk bewohnt und bereits in den Pfahlbauten eine Rolle spielt. Weiterhin führt der Verfasser aus, daß der Pflug die Erfindung des Wagens voraussetze, wobei er darauf hinweist, daß in Amerika vor der Entdeckung niemals ein Rad, geschweige ein Wagen gegangen sei. Jedenfalls sind die drei Gebiete Babylonien, Yemen und Aegypten für die älteste Kulturzeit und den Ursprung des Ackerbaues sehr wichtig. —

(„Globe“.)

ss. **Wie die Chinesen Bäume vernakten**, zeigen einige Bilder, die in die Hände des „Scientific American“ gekommen sind. Die Chinesen haben vielfach eine Vorliebe zum Sonderbaren und Bizarren. Es ist, als ob diese Neigung ein Gegengewicht gegen ihren sonst so sehr aus Praktische gerichteten Sinn bilden müßte. Zu den Beispielen dafür gehört die in China weit verbreitete Frucht von Zwergformen sowohl im Tier- wie im Pflanzenreich. Sie sind aber auch sonst noch bemüht, den Erzeugnissen der Natur wunderliche Formen aufzuzwingen, die dann wieder zur Anregung ihrer Phantasie beitragen. Das lehrt eine Beobachtung, die bei der seltenen Gelegenheit eines Aufenthalts von Europäern in der verbotenen Stadt, in Peking, gemacht worden ist. Man hat dort sechs Bäume gefunden, deren Gestalt jedermann sofort auffallen muß und dem Naturforscher Kopfschmerzen machen würde, wenn sie durch natürliches Wachstum zu Stande gekommen wäre. Die Baumstämme bilden nämlich unten ein Thor, groß genug, um einen Menschen durchzulassen. Das Thor ist nicht etwa eine Höhlung, die in den sonst geschlossenen Stamm eingeschnitten wäre, sondern der Baum scheint aus zwei verschiedenen Stellen herauszuwachsen und sich in Kopfhöhe zu einem Stamm zu vereinigen. Die Chinesen stellen diese Mißbildung künstlich her, indem sie einen Sechling von den Wurzeln an etwa 6 Fuß hoch spalten und die Wurzeln beider Hälften dann sorgfältig getrennt einpflanzen. Gewöhnlich werden solche Bäume vor Tempelgängen gesetzt. Beide Hälften haben 3 Fuß Abstand von einander und stoßen in gleichem Winkel oben zusammen, wo sich dann der Baum in natürlicher Form weiter erhebt und in seinem Wachstum gar nicht behindert zu sein scheint. Es scheint dabei die Absicht obzuwalten, daß der Besucher des Tempels dieses sonderbare Thor durchschreiten müsse. Bisher sind solche Bäume nur auf kaiserlichem Grund und Boden gesehen worden, doch sind sie möglicherweise auch an andern Stellen in China zu finden. —

#### Technisches.

— **Untersuchung alter ostturkistanischer und asiatischer Papiere.** Die „Römisches Zeitung“ schreibt: „Die

in den Besitz der englischen Regierung übergegangenen, neuerdings in Ostturkestan aufgefundenen wichtigen Manuskripte, deren paläographische Bearbeitung von Professor N. Goenle in Oxford durchgeführt wird, sind nach der materiellen Beschaffenheit des Papiers von Prof. Jul. Wiesner untersucht worden, wobei sich folgende sehr interessante Ergebnisse herausstellten. Die ältesten, aus dem vierten bis fünften Jahrhundert stammenden ostturkistanischen Papiere sind ein Gemenge von rohen Bastfasern verschiedener dikotylher Pflanzen, und zwar wurde diese Bastfaser auf rohmehranische Weise in Papiermasse umgewandelt. Auch aus späterer Zeit liegen solche gemischte Rohfaserpapiere vor; aber schon im 5. bis 7. Jahrhundert erscheinen auch bereits Papiere, die aus hoch gestampften Hadern und einer durch Maceration abgesetzten Rohfaser bestehen. Im 5. bis 7. Jahrhundert treten bereits Papiere auf, die nach besonderen Methoden beschreibbar gemacht wurden: durch Anwendung von Gips als Schreibgrund, durch Leimung mittels einer aus Flechten dargestellten Gelatine und endlich durch Stärkleimung. Im 7. bis 8. Jahrhundert wechseln Rohfaserpapier, zumeist aus den Rohfasern verschiedener dikotylher Pflanzen dargestellt, mit gemischten Papieren, die teils aus Hadernmasse, teils aus Rohfasern bestehen. Die alten ostturkistanischen (chinesischen) Hadernpapiere unterscheiden sich nicht nur durch die neben der Hadernmasse auftretenden Rohfasern, sondern auch durch die stärkere mechanische Verfeinerung von den alten arabischen Papieren. Schon vor mehr als 15 Jahren hatten Prof. Wiesner und Dr. Karabacek nachgewiesen, daß die Erfindung des Hadernpapiers nicht, wie man bis dahin glaubte, um die Wende des 14. Jahrhunderts von den Deutschen oder Italienern gemacht worden ist, sondern daß schon am Ende des 8. Jahrhunderts die Araber Hadernpapier erzeugte. Die vorliegenden Untersuchungen lehren nun, daß die Anfänge der Vereitung des Hadernpapiers bei den Chinesen zu finden sind und bis in das 5. oder 4. Jahrhundert, wahrscheinlich aber noch weiter zurückreichen. Diese chinesische Papierbereitung ist über ihre anfängliche niedrige Stufe nicht hinausgekommen; erst die Araber haben, nachdem sie von den Chinesen die Papierbereitung kennen gelernt hatten, die Erzeugung des Hadernpapiers auf die Höhe gebracht, auf der diese wichtige Erfindung im Mittelalter von den europäischen Kulturnationen übernommen wurde. Professor Wiesner hat die Stärkleimung des Papiers bis auf das 8. Jahrhundert zurückgeführt, in welcher Zeit die Araber diese Prozedur zur Vereitlung ihrer Papiere vornahmen. Im 14. Jahrhundert ging diese von den Arabern übernommene Kunst in Europa verloren und hier wurde die Stärke durch tierischen Leim ersetzt, bis in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Maschinen-Papierfabrikation die Stärkleimung wieder aufkam. Diese ist aber, wie Wiesners jüngste Untersuchung lehrt, eine Erfindung der Chinesen, und das älteste mit Stärkleimung geleimte ostturkistanische Papier stammt aus dem 7. Jahrhundert. —

#### Notizen.

— **Eine neue Paracelsus-Ausgabe** wird vom Verlag Eugen Diederichs in Leipzig vorbereitet. Die letzte deutsche Sammel-Ausgabe erschien 1616 und 1618 in Strahburg. —

— **Auf das Preisausschreiben** (Entwurf für das Geschäft einer Dielenuhr) des Vereins für deutsches Kunstgewerbe sind 370 Bewerbungen eingegangen. Den 1. Preis (400 M.) erhielt Architekt Emil Rodstroh in Charlottenburg, den 2. Preis (200 M.) Walter Ortlieb in Berlin, den 3. Preis (100 M.) Architekt Hans Harders in Berlin. Zwei weitere Preise von je 100 M. wurden Wittmann in Köln und Otto Paulik in Steglitz zuerkannt. —

— **Eine jektsame Tanzstatistik** veröffentlicht ein französisches Blatt. Es hat ausgerechnet, daß ein gewöhnlicher Walzer für jeden Tänzer einen Weg von 1200 Meter darstellt. Das ist der längste „Tanzweg“, wenn man die Quadrille ausnimmt, deren vier Figuren, zusammengenommen, jede der acht Personen, die sich daran beteiligen, fast zwei Kilometer machen lassen. Unter den Einzelstücken kommt nach dem Walzer die Mazurka, die 950 Meter repräsentiert; die Polka — 900 Meter, und der Vierschnitt — kaum 800 Meter. Auf einem großen Ball, der etwa um 10 Uhr abends beginnt, um gegen 5 Uhr morgens zu enden, macht eine Person, die an allen Tänzen, auch am Schlußfotillon, teilgenommen hat, nicht weniger als 56 000 Schritte, was 35 Kilometer repräsentiert, d. h. so viel, als der Hin- und Rückweg von Paris nach Versailles beträgt. —

— **Die in Boscoreale bei Neapel gefundenen römischen Wandmalereien** sind, nach Angabe des „Reichs-Anzeigers“, nicht von den hiesigen Museen angekauft worden. —

— **Nach der „Geographischen Zeitschrift“** befinden sich in ganz Nordamerika 1024 Wäffel; davon leben nur noch 340 Stück in ursprünglicher Freiheit und Wildheit. Selbst die Herde am großen Clavenjee, die vor mehreren Jahren noch auf mehrere Hundert veranschlagt wurde, ist auf 50 zusammengeschrumpfen. Am besten scheinen die vorhandenen zahmen Wäffel zu gedeihen, darunter namentlich eine Herde von 250 Stück in der Flathead-Indianer-Reservation von Montana und eine Herde von 110 Stück in Texas. —

— **In Baltimore** tätowieren sich die „Damen“ den Unterarm. Gegenwärtig gehört es zum guten Ton, sich das Konterfei seines Anbeters eintätowieren zu lassen. —